Bärbel Lücke

Iphigenie in Gelsenkirchen

Versuch einer Loslösung



Königshausen & Neumann

Bärbel Lücke

—

Iphigenie

Bärbel Lücke

Iphigenie in Gelsenkirchen

Versuch einer Loslösung

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2026
Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Leistenstraße 7
D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Umschlagabbildung: Umschlagabbildung (Montage):
1. Silvia Jansen: Gelsenkirchen, # 510562164 © istockphoto.com
2. Anselm Feuerbach: Iphigenie I (1862); Wikicommons: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Feuerbach_Iphigenie1.jpg (Letzter Zugriff: 03.08.2026)

Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: docupoint, Magdeburg

ISBN 978–3–8260–9897–0
eISBN 978–3–8260–9898–7

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

Die Kunst hat viel mehr Gattungen,
Sparten, Abteilungen, Genres,
als ihre Theoretiker glauben.
Sie verbindet sich schamlos
mit dem Honig, dem Dünger
oder auch mal mit dem Stopfei,
der Pause, dem Fehler, der Seide.

Hans Magnus Enzensberger, *KIkeriKI*

Träume, Visionen 1

Am Morgen des Tages, an dem ich mit Marcel im Theater unser Antiken-Projekt besprechen wollte, erwachte ich nach einem qualvollen Albtraum. Eine riesige, dicke, wie aufgeblasen, aber keineswegs künstlich wirkende Schlange reckte sich mir drohend entgegen. Sie war weiß, und der Eindruck ihres Aufgeblasen-Seins minderte nicht den Schrecken, der von ihr ausging. Im Traum schien es nur diese Monsterschlange gegeben zu haben und mich, ihr Gegenüber, obwohl ich mich nicht daran erinnere, wie „ich" als Person in diesem Traum aussah, ob ich überhaupt „ich" war. Ich existierte nicht als die Frau, die ich war, auch nicht als mein Ich einer jüngeren Phase oder gar als Kind. Das Traum-Ich, wenn es denn überhaupt ein Ich war, da es zu keiner konkreten Person zu gehören schien, war eher ein vages Ich-Gefühl. Das wäre paradoxerweise dann doch meinem Ich sehr ähnlich gewesen; denn eine diffuse Unbestimmtheit, die noch dazu mit einer ebenso unbestimmten Ängstlichkeit unterlegt schien, war das, was mein Ich gewöhnlich ausmachte und immer ausgemacht hatte. Im Traum waren es jedoch unmissverständlich „mein" Schrecken, „mein" Grauen, welche sich mit dem weißen Schlangenmonster konfrontiert sahen. Aber vielleicht war „ich" ja auch nur anwesend als ein dunkler Schatten, als die schemenhafte Kontur eines personalen Etwas, gebannt wie vor einer großen Macht. Es gab auch keine realistische Landschaft, in der diese Begegnung stattfand, kein Wald etwa als Andeutung eines unheimlichen Dunkels, eines Dschungels etwa, keine Wüste als metaphorisch-reale Szenerie der Aus-

gesetztheit, keine wie auch immer geartete Straße als Hinweis auf eine irgendwie angedeutete Zivilisation. Ich war nicht „schweißgebadet“, als ich aufwachte, wie es so oft heißt; aber mein Herz schlug wie rasend, und ich war benommen. Beim Zähneputzen merkte ich, wie die Zahnbürste in meiner Hand leicht zitterte. Keinen Augenblick hatte ich mich bis dahin gefragt, ob es überhaupt weiße Schlangen gab. Erst viel später fand ich heraus, dass es wirklich Albino-Schlangen gibt, die aber sehr selten und sehr geheimnisvoll seien, mit rubinroten Augen. Aber an die Farbe der Augen der Traum-Schlange erinnerte ich mich nicht, was mir im Nachhinein seltsam vorkommt. Ich muss dazu sagen, dass ich so etwas wie eine Schlangen-Phobie habe, wie vielleicht zahlreiche andere Menschen – nicht im klinischen Sinne; denn ich habe deswegen noch keine Psychotherapeutin aufgesucht. Schlangen flößten mir aber „immer“ schon Ekel und Grauen ein. Und nur einmal bin ich bei einem Besuch im Zoo mit unserer damals noch kleinen Tochter mit ins Terrarium gegangen, hielt es aber vor den Schlangen hinter dem Glaskäfig in dem, wie mir schien, überhitzten Raum nicht aus und flüchtete nach draußen. Lange Zeit hatte ich geglaubt, dass meine Schlangen-Phobie auf eine jugendliche Phase zurückzuführen sei, in der ich viele, aus unserer Kirchenbücherei entliehene Abenteuerbücher las. Besonders eines davon hatte dieses nachhaltige Grauen vor Schlangen hervorgerufen. Den Titel dieses Buches habe ich längst vergessen, aber es handelte von einer Urwald-Expedition einer kleinen Forschergruppe. Auch das, was sie erforschen wollte und wo genau, weiß ich nicht mehr, denn ich erinnere mich nur noch an eine einzige Szene aus diesem Buch, und auch da würde ich mich nicht dafür ver-

bürgen, mich ganz genau zu erinnern. Die Forschergruppe war in meiner Erinnerung von der rasch hereinbrechenden totalen Dunkelheit im Regenwald überrascht worden, und die Männer beschlossen, sich jeder einen Schlafplatz zu suchen, indem sie sich an einen großen Baum lehnten, also in sitzender Haltung die Nacht verbringen wollten, statt sich flach auf den Boden zu legen. Und als sie am Morgen erwachten, fanden die Männer einen ihrer Kameraden an seinem Baum von einer riesigen Würgeschlange umwickelt – er war tot. Ich hatte mir damals nicht die Frage gestellt, ob das überhaupt plausibel war, ob die Forschergruppe nicht diese Gefahr hätte mit einkalkulieren müssen. Ich selbst, so schien mir, war in anderer Hinsicht gefesselt, nicht nur im gewöhnlichen Sinne von dem Geschehen im Roman. Denn dieses Bild des von der Schlange gefesselten und erdrückten Opfers verfolgte mich damals in meinen Tagträumen. Nie, glaube ich, hatte ich damals in der Nacht davon geträumt. Es waren Bilder, die mich am Tage verfolgten, egal zu welcher Tageszeit. Und immer mehr wurde aus dem männlichen Forscher am Baum, umwickelt und zerquetscht von einer Schlange, das halbwüchsige Mädchen, das ich war und das auch gleichsam symbolisch an etwas Unbestimmtem lehnte, das allerdings kein Baum war – eher meine Mutter? Denn immer mehr wurde in meiner Vorstellung aus der Würgeschlange meine dominante Mutter, die mir mit ihren Verboten, ihrer ständigen Kritik, mit ihrer Kälte und Lieblosigkeit die Atemluft abschnürte und sich erdrückend um meine ganze kindliche Existenz wand wie ein vermeintlich kalter, glatter, dicker Schlangenleib. Aber es waren nicht nur ihre Lieblosigkeit und Kälte, mit der sie mich zu erdrücken schien. Vor allem war es ihr Anspruch, mein Leben

ihr zu weihen, als sei sie eine Gottheit, in deren Tempel ich die ihr dienende Priesterin zu sein hatte, mein Leben lang. Vielleicht, ja, vielleicht war sie genau das, eine minoische Schlangengöttin, nein, keine minoische, denn die, so hatte ich gelesen, stand für Erneuerung und Fruchtbarkeit, so wie die Schlange sich immer wieder erneuert, indem sie ihre Haut abstreift. Meine Mutter war keine Schlangengöttin, sondern eine Medusa, deren Blick und deren Worte erstarren ließen, besonders die Worte, mit denen sie mir schon früh deutlich machte, dass ich immer bei ihr bleiben müsse, dass sie immer mit mir zusammenleben wolle. Später, als ich etwas älter wurde, gab es Varianten, zum Beispiel, dass ich ihre Gesellschafterin sein müsse, egal, was ich mal „werden" wolle: Sie würde sich immer um den Haushalt kümmern, ich dagegen solle mit ihr vereisen, sie unterhalten, eben mein Leben mit ihr teilen. Das erzählte sie auch meinem zukünftigen Schwager, als er regelmäßig zu uns ins Haus kam, um mit meiner älteren Schwester auszugehen, der aber ziemlich entgeistert meiner Mutter erklärte, dass sie doch nicht mein zukünftiges Leben in ihrem Sinne verplanen könne. Doch, das könne sie, hatte meine Mutter damals nonchalant entgegnet, und darin manifestierte sich ihre unerschütterliche Überzeugung, dass Kinder der Besitz ihrer Eltern seien, über den sie nach Belieben und in alle Ewigkeit verfügen könnten. Und auch (oder gerade), wenn nur noch ein Elternteil existierte, wie in meinem Falle, galt dieses eherne Gesetz. In dem antiken Drama *Iphigenie in Aulis* hatte ich all das wiedergefunden, obwohl es vor mehr als zweitausend Jahren spielte. Ich war in dem Stück meinem Lebensthema begegnet, so seltsam sich das anhören mag, und gerade deshalb glaubte ich auch, mich davon

lösen, davon befreien zu können, wenn ich es für die Bühne bearbeitete. Ich wollte es also Marcel als Projekt vorschlagen, als das bisher unbestimmte „Antiken-Projekt", das wir sowieso seit längerem in Angriff hatten nehmen wollten. Natürlich würde er von meinen persönlichen Bezügen und Verstrickungen nichts merken dürfen. Und ich war mir sehr sicher, dass mir das gelingen würde; denn es gab so viele Gründe, die dafür sprachen, dieses uralte, in vieler Hinsicht zeitlose Stück zu inszenieren.

Auch Jette schien mir an diesem Morgen unausgeschlafen und wie in sich verkrochen zu sein. Sie stand kurz vor ihrem Abitur; aber mehr noch als die bevorstehenden Prüfungen machte ihr ihr erster Liebeskummer zu schaffen; denn ihr Freund, der sich an einem anderen Gymnasium der Stadt ebenso auf die Abiturprüfungen vorbereitete, wollte, dass sie beide in verschiedenen Universitätsstädten studierten, was für Jette einem verkappten Trennungsvorschlag gleichkam. Wir beide hatten das in diversen Gesprächen immer wieder besprochen. Und obwohl ich sie auf die langen Semesterferien hingewiesen hatte, die sie ja beide größtenteils zu Hause bei uns verbringen würden, zumindest am Anfang, versuchte ich nicht, Jette ihre Zweifel völlig zu nehmen. Vielmehr machte ich in meiner Argumentation auch die Chance stark, dass sie eine neue Freiheit erfahren und offener sein könne in Bezug auf neue Bekanntschaften. Für Jette war das eher ein zynisches „Trostangebot" (es war aber weder Trost noch ein irgendwie geartetes Angebot und schon gar nicht zynisch), denn sie wünschte sich ihren Freund als ruhenden Pol in neuer Umgebung und bei neuen Anforderungen. Wie ein Blitz zuckte durch meinen Kopf meine Situation, als ich selbst

kurz vor dem Abitur gestanden, mein damaliger Freund, in den ich sehr verliebt gewesen war, ein Vierteljahr vor den Prüfungen unsere Beziehung völlig abrupt beendet hatte und ich daraufhin freiwillig in eine andere Universitätsstadt gegangen war, um ihm in der noch gemeinsam anvisierten nicht dauernd über den Weg laufen zu müssen. Ich war aber im Moment zu angespannt, um mich auf eine solche Rückschau einzulassen und wollte die Zeit, die mir blieb, nachdem Jette und Leo, mein Mann, das Haus verlassen hatten, lieber noch einmal darüber nachdenken, mit welchen Argumenten ich Marcel mein Antiken-Projekt, also das Drama, das ich im Visier hatte und das mich schon so lange beschäftigte, schmackhaft machen konnte. Dass wir ein solches „Projekt" auch an unserem kleinen Stadttheater in Angriff nehmen wollten, das schon aus finanziellen Gründen keine mehrteiligen Stücke wie etwa die ganze *Orestie* zuließ, war trotz möglicher Probleme keine Frage mehr. Aber von einem bestimmten Drama, geschweige denn von der eigentlichen Stücke-Entwicklung, waren wir noch weit entfernt, weil sich die jetzige Spielzeit ihrem Ende näherte und das Programm der nächsten schon im Kern feststand. Ich hatte das Drama, um das es hier gehen sollte, und schließlich war es die Aufgabe der Dramaturgin, Stücke vorzuschlagen, in mehreren Übersetzungen gelesen; und in jedem Museum, das wir, Leo und ich, im Laufe unseres Lebens besucht hatten, war ich, wann immer ein Bild mit diesem Motiv, in irgendeiner Sammlung alter Meister auftauchte, wie gebannt davor stehen geblieben – selbst klassizistischen und manieristischen Bilderfindungen konnte ich etwas abgewinnen, was sonst nicht so häufig der Fall war. Natürlich gab es auch Kunstbände, in denen ich Gemälde mit diesem Motiv

fand: Es handelte sich um die Opferung, das heißt Enthauptung, der Iphigenie auf dem Altar der Göttin Artemis, die mal eher angedeutet, mal unverhohlen „realistisch" dargestellt war, und aus der Mehrheit der Bildtitel oder dargestellten Figuren ließ sich schließen, dass ihnen die *Iphigenie in Aulis* von Euripides zugrunde lag. Manchmal, wenn Iphigenie zum Beispiel ein leuchtend safrangelbes Gewand trug, wurde klar, dass die jeweiligen Maler diese Information – wenn es denn eine war – nur aus der *Orestie* des Aischylos haben konnten, die in Teilen denselben Stoff verarbeitete, in Teilen auch ihre Fortsetzung im Drama des Euripides gefunden hatte. Die großen Dramatiker der Antike bezogen sich ja immer auf den Mythos, der allen im griechischen Volk bekannt war; aber jeder konnte ihn auch entsprechend der Idee, die seinem Stück zugrunde lag, abwandeln. Was aber faszinierte mich so an diesen Bildern? Selten waren es die anderen Bild-Figuren, an denen mein Blick forschend hängen blieb, weder an Fürst Agamemnon, Iphigenies Vater, noch an Klytaimnestra, ihrer Mutter, noch an Achill, dem berühmten Helden, noch an Kalchas, dem Priester und Seher, oder wem auch immer. Einzig Iphigenie, im Moment ihrer Opferung oder vielmehr unmittelbar bevor ihr das Messer an die Kehle gesetzt werden oder das Schwert ihren entblößten Nacken treffen würde – es gab beide Darstellungsversionen des Opferungsvorgangs –, zog meinen Blick auf sich und ließ mich erstarren. War das eine Art von Schrecken oder vielmehr Faszination, den die Opferung eines Mädchens in mir auslöste, das alle möglichen historischen Kostüme trug, also auch offenbar über die Zeiten hinweg die Menschen beschäftigt hatte, als seien Menschenopfer in allen Hochkulturen dieser Erde eine Art Konstante und

nicht nur ein Phänomen allein des Paläo- oder Neolithikums, wo man sie in den frühesten Gesellschaften der Menschheit nachweisen konnte, wenn auch eigentlich erst dann, als sie schon Vergangenheit waren und erst dadurch deutlich wurde, das spätere Menschengeschlechter solche Szenen darstellten oder beschrieben, weil eben allgemein gilt, dass „das Jüngere, großartig Entfaltete von der Lebenskraft der Älteren getragen ist, wie die Blüte von der Wurzel lebt", wie es Walter Burkert, der große Gelehrte, der zu den Beziehungen der griechischen Klassik zum Vorgriechischen und Orientalischen geforscht hatte, es einmal ausgedrückt hatte? Konnte es sogar sein, dass ich mich mit dem Mädchen Iphigenie identifizierte, tatsächlich identifizierte, obwohl ich wahrlich keine Fürstentochter war und mir nie im wörtlichen Sinne das Messer an die Kehle gesetzt worden war, nie mein Kopf jemals auf einem realen Opferstein lag, den Schwerthieb erwartend? Das Messer, das Schwert, sie waren für mich, die Betrachterin, nur metaphorische Werkzeuge der Vernichtung durch ein Elternteil: Hier, im Falle der Iphigenie, war es der Vater, und auf einigen Bildern war es tatsächlich der Vater, Fürst Agamemnon selbst, der die Schlachtung auf dem heiligen Altar der Göttin Artemis eigenhändig ausführte; auf manchen anderen war es der Seher, also der Priester, Kalchas, ein bedeutender Mann, der schon in Homers *Ilias,* der großen Erzählung vom Trojanischen Krieg, die Zeichen der Götter lesen und die Zukunft vorhersehen konnte. Ich muss das so erzählen, obwohl es so „erlesen" klingt; und tatsächlich ist es nicht nur erlesen im Sinne von edel oder auserkoren, sondern ich hatte mir vieles davon wirklich angelesen, weil mich die alten Mythen in vielfacher Hinsicht faszinierten, ja, betörten. Und immer

hatte das Lesen eine zweifache Stoßrichtung: Natürlich interessierte mich das Theater, sonst wäre ich ja nicht Dramaturgin geworden – es war mein Traumberuf. Aber es war nie nur das berufliche Interesse allein, auch nicht, als ich Studentin war. Immer las ich mit doppeltem Interesse, so wie man von Kindern aus zerrütteten und traumatisierten Familien sagt, dass sie Psychologie studieren, um ihrer eigenen Geschichte auf den Grund zu gehen. Ich glaube nicht, dass Walter Benjamin zum Beispiel ein psychologisches Motiv dabei mitdachte, als er von den übermächtigen Gewalten sprach, denen der Mensch in der mythischen Welt ausgesetzt ist. Wenn ich Benjamin schon als Kind oder junges Mädchen hätte lesen können, hätte ich naiv gläubig gedacht, dass da jemand von meiner häuslichen Situation, von meiner Mutter und von mir spricht, dass da endlich jemand ist, der alles durchschaut und mich versteht. Ich hätte dann nämlich gelesen, dass die griechische Welt von den damals in ihr lebenden Menschen als undurchschaubar erfahren wurde, als vollkommen unfrei, und das betraf nicht nur die Sklaven damals, sondern alle Menschen. Ich lebte nicht in der griechischen Frühzeit, sondern im zwanzigsten Jahrhundert, aber die kalte Lieblosigkeit und die grausamen Herabsetzungen meiner verwitweten Mutter erschienen mir vollkommen undurchschaubar; denn tat ich nicht alles, um auch nur ein Quentchen Aufmerksamkeit und Zuwendung zu erfahren, das ich nie bekam? Die Welterfahrung der Griechen war dämonisch; Mythos, das war „dämonische Gebanntheit“, dämonisch und terroristisch. Ich hätte als Kind, als Jugendliche meine Mutter ohne Mühe dieser dämonischen griechischen Götterwelt zugerechnet, hätte ich Benjamin gekannt. Denn die „griechischen Götter er-

klärten menschliches Dasein für schuldig“, sie schlossen Freiheit des Handelns aus. Meine Mutter ließ auch mir keinen Funken Freiheit; sie kontrollierte und bestimmte mein Leben, sie plante es weit über meine Schulzeit hinaus. Und sie erklärte mich immer für schuldig. In erster Linie, ich muss mich korrigieren, denn darin fühlte sie sich nicht gottgleich, war das übermächtige Schicksal schuld, das ihr den Mann genommen hatte und mir den Vater. Aber da sie nun schon allein und verlassen war auf dieser Welt, war ich, vor allem, nachdem meine Schwester mit neunzehn Jahren geheiratet hatte und aus dem Haus gegangen war, an allem schuld, was sie weiterhin unglücklich sein ließ – ich konnte machen, was ich wollte, es war nie richtig, nie genug, auch wenn ich meine eigenen Wünsche und Bedürfnisse darüber vergaß, die ihren zu erfüllen und zu befriedigen. Ich lebte den Mythos, ohne es zu wissen. Wie hätte er mich nicht interessieren sollen, als ich ihm endlich begegnete? Sehr spät im Leben war ich der Lage, der Krankheit meiner Mutter einen Namen zu geben: Sie war eine Narzisstin, sie sah nur sich selbst und niemanden sonst, unfähig zur Empathie; und sie war eine maligne Narzisstin dazu: Ihre Bösartigkeit bestand darin, mich ständig klein zu machen und herabzusetzen, damit sie sich selbst überhaupt fühlen konnte; vielleicht auch groß fühlen konnte, weil ihr an ihrer totalen Macht über mich gelegen war. Und selbst der Name dieser psychischen Erkrankung entstammt dem Mythos der Griechen. Denn der schöne Jüngling Narziss beugt sich eines Tages über ein Wasser und verliebt sich in sein Spiegelbild, das ihm die Wasseroberfläche zurückwirft – eine sehr alte Geschichte, die die totale Einsamkeit und Leere des Narzissten zeigt; denn die Nymphe Echo, die ihn ruft, dringt

nicht zu ihm durch. Er beantwortet ihren Ruf mit demselben Wort – Echo. Narziss bleibt in sich selbst gefangen.

Ich war ohne Vater aufgewachsen. Mein Vater war nicht im Krieg umgekommen; er war nicht „gefallen" oder wie immer die umschreibenden Ausdrücke euphemistisch lauteten. Mein Vater war ein paar Monate vor meiner Geburt an einem Aneurysma ganz plötzlich gestorben. Meine Mutter zog mich und meine viereinhalb Jahre ältere Schwester allein auf. Sie hatte nie einen Beruf erlernt, worüber sie nicht gerne und zuweilen widersprüchlich sprach; immer aber hatte es mit ihrem gewalttätigen, jähzornigen Vater zu tun. Sie hatte meinen Vater seit ihrer Jugend gekannt und ihre Ehe immer als eine Art Lebensversorgung oder besser Lebensversicherung betrachtet, was damals längst nicht mehr so häufig vorkam wie in der Generation der nach dem Ersten Weltkrieg geborenen Frauen. Dass das Schicksal, in diesem Fall der plötzliche Tod meines Vaters, der mich gar nicht und den ich auch nicht hatte kennenlernen können, ihr den Ehemann und den Vater ihrer Kinder genommen hatte, kam für sie einer existentiellen Krise, wenn nicht gar einer psychischen Vernichtung gleich. In einer Familie mit einem gewalttätigen *pater familias* aufgewachsen, kehrte dieses Los ihre unbewusste, tiefverborgene Wut und ihren ebenso unbewussten tödlichen Hass auf das ihr gegenüber ungerechte und grausame Leben nach außen und wendete sich gegen ihre Kinder, die sie als Teil ihrer Selbst oder vielmehr ihren einzigen Besitz betrachtete, so dass Selbsthass, Hass auf das Leben und Hass auf ihre beiden Kinder zusammenfielen. Jedenfalls erklärte ich mir als Erwachsene auf diese Weise meine Mutter. Aber ich bin keine Psychologin, und diese Theorie mag völlig oder auch nur einigerma-

ßen falsch sein, ich brauchte sie jedoch, um zu überleben, so dramatisch sich das anhören mag. Nicht umsonst hatte mich immer das Theater in Bann gezogen, das Drama. Auch das Drama meiner Mutter. Besonders mich lehnte sie aus tiefstem Inneren ab, war ich doch erst nach dem Tod meines Vaters geboren und würde sie auf ewig an ihren Verlust erinnern. Hätte ich meine Kindheit in einem Satz zusammenfassen müssen, wäre es der immer wieder in unendlichen Variationen wiederholte Satz meiner Mutter gewesen: Du hättest nicht geboren werden sollen. Ich habe mich weder deiner Geburt noch einem Leben mit zwei Kindern nach dem Tod deines Vaters gewachsen gefühlt. Wenn ich dich überhaupt je gewollt hatte, danach habe ich dich definitiv nicht mehr gewollt. Mein Leben war zerstört, und schon ein Kind wäre zu viel gewesen. Sätze dieser Art hatten meine ganze Kindheit geprägt, zusammen mit den Bestrafungen meiner Mutter selbst für kleine „Vergehen", die regelrechte Züchtigungsorgien waren, unzähligen verbalen Verletzungen und dem konsequenten Liebesentzug durch mangelnde Beachtung, Anerkennung und vorenthaltene Liebkosungen des kleinen Kindes. Das alles hatte mich in meiner Kindheit zu einem ängstlichen und schüchternen Mädchen gemacht, das aber trotzdem von einem intensiven Wunsch nach Leben beseelt war und von einer Neugier auf eine Welt außerhalb des mütterlichen Gefängnisses, die es mehr erahnte als tatsächlich real erlebte. Woher kam diese Resilienz, wie man das heute nennt? Ich weiß es nicht. Meine Situation enthielt vielleicht eine eigene kindliche „Erkenntnistheorie" in nuce für mich bereit: Wenn ich später als Studentin lernte, dass die Bewusstseinsphilosophie seit Descartes nur das eigene Bewusstsein als zweifelsfrei exis-

tent betrachtete und jede Existenz einer Außenwelt oder eines Fremdbewusstseins als womöglich illusionär betrachtete, so war mein kindliches Bewusstsein nicht das *Ich denke, also bin ich* (ein auf solche Weise postuliertes Selbstbewusstsein), sondern das *Ich-bin-gefangen-in-einem-mütterlichen-Innenraum*, der im Gegenteil jedes mögliche Außen als einen möglichen Erkenntnis- und Eroberungsraum erscheinen ließ, an dessen Existenz ich nicht zweifeln wollte, sondern an den ich glauben musste, um zu überleben. Aber diese Erkenntnis, oder diesen Glauben, hatte ich sicher nicht bewusst, als ich noch klein war, und machte ihn mir auch nicht bewusst, als ich schon älter war. Anfangs muss es ein Glaube gewesen sein, vergleichbar mit dem an die unverrückbare Existenz Gottes bei religiösen Menschen, und erst später wurde er zu einer Erfahrung, nämlich der, in einer Welt zu sein, die größer war, als das mütterlich Verschlingende und die mütterlich geprägte Welt der Angst und Unfreiheit es sein konnten, auch wenn all das sicher nicht an die Erfahrung des *In-der-Welt-Seins* im Sinne eines Martin Heideggers herankam. Oder vielleicht doch? Wenn doch, dann in dem kindlichen Sinn, dass auch die gefräßig aufgeblähte Schlange Mutter, die mich mal verschluckt, also internalisiert hatte, mal im Außen umzingelt hielt, selbst zu einem größeren Ganzen gehörte, das alles umfasste, auch mich in meinem Freiheitshunger. Und auch noch jetzt, als Erwachsene, als äußerlich unabhängige Frau, sauste das Schwert der mütterlichen Gewalt immer aufs Neue auf mich herab – bei jedem Besuch, bei jeder Begegnung, in jeder Erinnerung. Nie, nie hatte ich mich dem entziehen können, weder als ganz junge Erwachsene noch jetzt, da ich selbst eine schon fast erwachsene Tochter hatte, der ich mit

einiger Ängstlichkeit immer eine ganz andere Mutter, eine liebende, keine knechtende, hatte sein wollen. Warum war das so, dass mich meine Mutter noch als Erwachsene drangsalieren konnte (und es auch tat)? Warum ließ ich das zu? Warum verfügte ich über kein wie auch immer geartetes Instrumentarium der Abwehr? Warum konnte die Schlange Mutter immer wieder ihr schreckstarres Opfer verschlingen oder besser: umwinden und würgen? Diese Fragen bestimmten und vergifteten mein Leben mehr als alles andere, was mich wiederum meinem Mann und meiner Tochter gegenüber immer schuldig fühlen ließ. Es war ein Teufelskreis. Dass man als Kind ausgeliefert und wehrlos ist, wird niemand abstreiten, auch wenn ein Kind schon Resilienz entwickeln, einen großen Willen zu überleben haben kann und seine Mutter in jedem Falle lieben wird, gleichgültig, was sie ihm antut, schon deshalb, weil es nichts anderes kennt und nicht vergleichen kann: Es bleibt auf die Mutter bezogen. Aber eine Erwachsene, die ihr Leben, wie man von mir ja sagen konnte, „gemeistert“ hatte, eine Ausbildung erkämpft, einen Partner gewählt, eine Familie gegründet hatte und einen Beruf ausfüllte? Warum war ich meiner Mutter gegenüber noch fast so wehrlos, wie ich es in meiner Kindheit und Jugend gewesen war? Sicher, ein paar Maßnahmen hatten mein Mann und ich beschlossen, die unser Leben etwas erleichterten. War meine Mutter früher einfach angereist und wochenlang geblieben, hatte sie mich in diesen Wochen besonders tyrannisiert, indem sie mich wie ein Kind herabsetzte, meinen Mann vor allem dadurch genervt, dass sie ständig Gegenstände in der Wohnung umstellte und anders sortierte, und auch unserer Tochter gegenüber übergriffig und lieblos agierte, so hatten wir die

Besuche meiner Mutter seit längerer Zeit auf verlängerte Wochenenden limitiert und auch ihre häufigen Anrufe bisweilen einfach ignoriert. Aber in den letzten Jahren war sie gesundheitlich labiler geworden, des Öfteren gestürzt und stärker auf die Hilfe meiner Schwester angewiesen, die mit ihrer Familie in derselben Stadt wie meine Mutter wohnte, und die sich vielleicht etwas besser, aber auch nicht genügend von meiner Mutter abgrenzen konnte, um sich nicht bisweilen regelrecht misshandelt zu fühlen. Seit kurzem hatte ich eine Therapie begonnen, wenn meine Zeit es auch nicht zuließ, jede Woche einmal regelmäßig eine Therapiestunde zu absolvieren. Ich hatte auch nur einen der raren Therapieplätze bei einer Jugendtherapeutin bekommen, die aber ihre bei den Jugendlichen verwendete Verhaltenstherapie ausweiten wollte auf andere Therapieformen, die in den Bereich der Psychoanalyse hineinspielten. Ich fand sie sehr sympathisch, jedenfalls soweit ich das nach zwei oder drei Therapiestunden überhaupt sagen konnte, in denen wir noch gar nicht richtig in die eigentliche Problematik eingestiegen waren, was ganz sicherlich auch an mir, an meiner störrischen, abweisenden Haltung lag, bei der ich mich immer wieder zu meinem Unmut ertappte und die ich selbst nicht verstand.

An diesem Morgen setzte ich mich noch einen Augenblick an den Esszimmertisch und trank den Rest des Kaffees, der sich noch in meiner Frühstückstasse befand. Warum war ich vor dem anstehenden Gespräch mit Marcel so nervös? Es gab gute Gründe dafür, ein einzelnes Stück für das Theater zu erarbeiten und zu inszenieren, denn für eine große Tetralogie wie die *Orestie* zum Beispiel oder die *Troerinnen*